



*Gute
Tage* Jürgen
Werth
*will ich
haben!*

**Uraltes Weisheitswissen
für ein hoffnungsvolles
Heute und Morgen**



Inhalt

Einführung..... 9

1

Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe,
die er hat unter der Sonne?

Was ein Leben sinnvoll macht 12

2

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne

Warum sich so vieles wiederholt 22

3

Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne geschieht,
und siehe, es war alles eitel und Haschen nach Wind

Was dem Leben Bedeutung verleiht 29

4

Wohlan, ich will Wohlleben und gute Tage haben!

Was Leben ins Leben bringt 38

5

Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter
dem Himmel hat seine Stunde

Was wann dran ist 49

6

Denn ein jeder Mensch, der da isst und trinkt und hat
guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes

Was mich hier und jetzt leben lässt 59

7

Wiederum sah ich alle, die Unrecht leiden unter der
Sonne, und siehe, da waren Tränen derer, die Unrecht
litten und keinen Tröster hatten

Und die ihnen Gewalt antaten, waren so mächtig, dass sie
keinen Tröster hatten

Was tröstet 67

8

So ist's ja besser zu zweien als allein; denn sie haben
guten Lohn für ihre Mühe

Fällt einer von ihnen, so hilft ihm sein Gesell auf

Warum wir nicht alleine leben können 76

9

Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst,
und komm, dass du hörst

Warum wir die Stille brauchen 83

10

Sei nicht schnell mit deinem Munde und lass dein Herz
nicht eilen, etwas zu reden vor Gott; denn Gott ist im
Himmel und du auf Erden;
darum lass deiner Worte wenig sein

Denn wo viel Worte sind, da hört man den Toren

Wann wir reden, wann wir schweigen sollten 93

11

Der Ausgang einer Sache ist besser als ihr Anfang

Ein Geduldiger ist besser als ein Hochmütiger

Was wesentlich ist 99

12

Es begegnet dasselbe Geschick dem einen wie dem
andern: dem Gerechten wie dem Gottlosen, dem Guten
und Reinen wie dem Unreinen

Warum Gott manchmal schweigt 105

13

Darum pries ich die Freude, dass der Mensch nichts
Besseres hat unter der Sonne, als zu essen und zu
trinken und fröhlich zu sein

Was Glück ist 114

14

Alles, was dir vor die Hände kommt, es zu tun mit
deiner Kraft, das tu!

Warum Aufschieben nur selten angesagt ist 125

15

Und es fand sich darin ein armer, weiser Mann,
der die Stadt rettete durch seine Weisheit;
aber kein Mensch dachte an diesen armen Mann

Wer die Welt zusammenhält 133

16

Schon ein wenig Torheit verdirbt Weisheit und Ehre

Warum Dummheit gefährlicher ist als Bosheit 139

17

Durch lässige Hände tropft es im Haus

Warum man sich einmischen muss 152

18

Fluche dem König auch nicht in Gedanken und fluche
dem Reichen nicht in deiner Schlafkammer;
denn die Vögel des Himmels tragen die Stimme fort,
und die Fittiche haben, sagen's weiter

*Warum Segnen gut tut
dem Gesegneten und dem Segnenden* 156

19

Lass dein Brot über das Wasser fahren;
denn du wirst es finden nach langer Zeit

Warum Teilen nicht ärmer macht 163

20

So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend

Wie man sich ohne Wehmut erinnern kann 173

21

Des vielen Büchermachens ist kein Ende, und viel
Studieren macht den Leib müde

Warum man aufschreiben soll, was wichtig ist 182

Anmerkungen 190

Einführung

Dieses Buch! Seit Jahren platzt es immer wieder in meinen Alltag. Springen mir seine Sätze unverhofft und unerwartet ins Auge, ins Hirn, in die Seele:

»Es ist alles ganz eitel und ein Haschen nach Wind.«

»Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.«

»Alles hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde.«

»Einer mag überwältigt werden, aber zwei können widerstehen, und eine dreifache Schnur reißt nicht leicht entzwei.«

»Wer Geld liebt, wird vom Geld niemals satt.«

»So geh hin und iss dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut.«

»Weisheit ist besser als Kriegswaffen.«

»Wer eine Grube gräbt, der kann hineinfallen.«

»Der Narr macht viele Worte.«

»Des vielen Büchermachens ist kein Ende, und viel Studieren macht den Leib müde.«

Dieses Buch! Dieses Büchlein, besser gesagt. Nur ein paar Seiten. Aber prallvoll mit Lebenswissen, Lebensweisheit. Vor über 2000 Jahren gedacht, gesagt, geschrieben. Als es noch keine Bücher gab, nur Schriftrollen aus Papyrus- oder Pergamentbahnen. Von einem, der im Dunkel bleibt. Man nennt ihn den Prediger. Den Lehrer. Den Sammler. Ver-Sammler. Kohelet für die Hebräer. Ecclesiastes für die Griechen. Concionator für die Lateiner. Volksredner. War er das? Auf den alten weisen König Salomo bezieht er sich. Weshalb sein Buch auch lange »Prediger Salomo« genannt wurde. Aber es ist wohl erst entstanden, als Salomo schon viele Jahrhunderte nicht mehr auf dieser Erde weilte. Es gehört zum ersten Teil der Bibel, den Christen das »Alte Testament« nennen.

Wer bist du, Prediger? Warum berührt mich, was du schreibst? Woher kommt deine tiefe Einsicht in die Seele des Menschen, in das Leben, in die Zusammenhänge der Welt? Und was bedeutet dir Salomo? War er dein Inspirator im Hintergrund? Oder hast du vielleicht sogar alte, bis dahin unveröffentlichte Spruchweisheiten von ihm entdeckt, gesammelt, verarbeitet?

Ich weiß es nicht. Ich muss es nicht wissen. Ich muss mich nur einlassen auf deine Einsichten. Um selbst ein bisschen weise zu werden.

Weise. Das ist wohl mehr als wissend. Weisheit ist Lebensklugheit, und das möchte ich werden: lebensklug. Darum nehme ich dich einfach mit in meine Welt, Prediger, in meinen Alltag, meine Lebenswege, meine Zweifel und Fragen, meine Träume und Ängste. Ich ahne schon jetzt: Mit all dem kennst du dich aus.

1

Was hat der Mensch für Gewinn
von all seiner Mühe, die er hat
unter der Sonne?

Was ein Leben sinnvoll macht

Wir hatten uns lange nicht gesehen. Viel zu lange nicht. Nun saß er mit seiner Frau am Nachbartisch in der Cafeteria des Pflegeheims, in das meine 93-jährige Mutter ein paar Tage zuvor eingezogen war. Ernstheinrich Schäfer. Mit Herzklopfen ging ich auf ihn zu. »Hallo, Ernstheinrich!« Seine Frau erkannte mich sofort. Großes Hallo. »Du hier?« »Ihr hier?« Er – schaute mich freundlich an. Mit warmen, lächelnden Augen. Aber er wusste nicht, wer ich war. Sie stellte mich vor. Sein Blick veränderte sich nicht. Warm und freundlich und – leer. »Er erkennt dich nicht mehr!«, sagte sie traurig. »Die Vergangenheit ist ausgelöscht.«

87 war er inzwischen, und die Vergangenheit war schon lange nicht mehr da. Dabei war er doch immer so klug gewesen. So wach. So aufmerksam. Ich war zu ihm in die Schule gegangen. Und das gleich im mehrfachen Wortsinn. Mein Deutschlehrer war er gewesen, mein Denklehrer, Leselehrer, Schreiblehrer. Er hatte dafür gesorgt, dass ich irgendwann die Schneider-Kinderbücher gegen wirkliche Literatur austauschte. Wir hatten uns an Wolf Dietrich Schnurre gewagt, an Günter Grass und Max Frisch. Er hatte meine Lust an der Sprache geweckt, meine Art zu schreiben geformt. Dass ich Journalist geworden bin, lag wohl nicht zuletzt an ihm.

Er war anders als die anderen. Jünger. Moderner. Ambitionierter. Er sah anders aus, trug eine kecke Meckifrisur und hatte das augenzwinkernd mit Goethe begründet: »Eines schickt sich nicht für alle ...« Später war er Schulleiter geworden, natürlich. Und wir waren uns immer wieder begegnet. Als ich in den Ruhestand ging und in der Wetzlarer Stadthalle ein großes Abschiedskonzert gab für die Hörer und Zuschauer des »Evangeliums-Rundfunk« (ERF), den ich viele Jahre geleitet hatte, war er da. Ich hatte es gewusst und ein Buch mitgebracht, das er mir knapp 50 Jahre zuvor feierlich überreicht hatte. Er war Vertrauenslehrer gewesen, ich Schulsprecher. Das Buch war sein Dankeschön für unsere Zusammenarbeit gewesen.

Und nun? War ich längst im Ruhestand. Und er – wusste nicht mehr, wer ich war. Er las nicht mehr. Er erkannte nichts mehr. »Von der Schule weiß er gar nichts mehr«, flüsterte seine Frau. Es gab kein Gestern mehr für ihn, nur noch heute, nur noch

jetzt. Nur noch den Kaffee und die Torte auf dem Tisch, nur noch die Frau an seiner Seite, nur noch diesen älteren unbekanntem Herrn, der ihn so freundlich begrüßte und von dem er nicht wusste, wer das war.

Es war unsere letzte Begegnung.

Als er gestorben war, lud mich seine Tochter ein, bei der Trauerfeier eines meiner Lieder zu singen. Ich bin früh losgefahren, denn ich ging davon aus, dass die Trauerhalle überfüllt sein würde. Doch sie war beinahe leer. Die Familie, eine Handvoll ehemaliger Weggefährten.

»Was ist der Mensch!« Vergänglich wie Gras. Ein Windhauch. Und was ist das, was er schafft! Was bleibt? Von ihm, von seinem Leben, von seinen Mühen, von seinen Erfolgen?

Das Leben ist flüchtig. Der Mensch ist flüchtig. Das Glück ist flüchtig. Der Erfolg ist flüchtig.

In meinem Kopf singt Frank Sinatra:

»That's Life! That's what all the people say. You're riding high in April, shot down in May.« – »So ist das Leben, das sagt man eben so. Im April bist du ganz oben, und im Mai im Nirgendwo.« Und weiter: »Aber für mich wird es anders sein! Im Juni steig ich ganz neu ein!«

Kein Lied für ihn. Kein Lied für Ernstheinrich Schäfer. Und wohl auch kein Lied für mich. Irgendwann ist Mai. Irgendwann bleibt es Mai.

Ich schlage dein Buch auf, Prediger.

Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel. Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?

Aus Prediger 1

Eitel. Und wieder singt ein Lied in meinem Kopf, das schlichte Mondlied von Matthias Claudius: »Gott, lass uns dein Heil schauen. Auf nichts Vergänglichen trauen. Nicht Eitelkeit uns freun.« Eitelkeit? Ich schlage nach: »Eitel« stand zu seiner Zeit für »vergänglich, vergeblich, flüchtig«.

Ich sehe Menschen vor den Trümmern ihres Lebens. Flutopfer, Brandopfer, Tsunamiopfer, Erdbebenopfer, Kriegsopfer. Im Fernsehen zeigt einer bitter auf das, was von seinem Haus übrig geblieben ist: »Dafür haben wir 40 Jahre lang gearbeitet! Gelebt!«

Es ist alles ganz eitel. Sitzt auch du vor den Trümmern deines Lebens, als du das aufschreibst, Prediger? Bist du verbittert? Sehe ich dein Gesicht gramzerfurcht? Man hat dir das zuweilen unterstellt. Resignativ seien deine Gedanken. Eine bittere Bilanz am Ende des Lebens.

Für mich klingen sie anders. Wissend. Weise. Lebensklug. Entspannt. Gelassen. Ein bisschen trotzig. Vielleicht sogar heiter. Du hast viel erlebt und erlitten, hast vieles und viele kommen und wieder gehen sehen. Du warst ganz oben und ganz unten, wurdest gefeiert und vielleicht auch gefeuert. Du hast Sicherheiten zerbröckeln sehen, Schätze verrostet, Erfolge vergilben. Du bist alt geworden. Ja, du musst alt sein. Wenn man jung ist, denkt man solche Gedanken nicht. Aber du möchtest wohl, dass die, die noch nicht so weit sind, dir nachdenken. Damit sie nicht enttäuscht werden. Vom Leben nicht. Von sich selbst nicht. Und nicht von Gott. Wer weiß, dass er endlich lebt, sollte endlich anfangen zu leben.

Hättest du sie schon gekannt, hättest du wohl die Geschichte vom niederländischen Herrn Kannitverstan erzählt. Johann Peter Hebel ist sie eingefallen, viele Jahrhunderte später. Zum ersten Mal habe ich sie wohl bei Ernstheinrich Schäfer gelesen.

Ein junger Handwerker aus Schwaben ist zum ersten Mal in Amsterdam. Vor einem prächtigen Haus bleibt er stehen und fragt, wem es gehöre. Er fragt auf schwäbisch, er kann keine andere Sprache. Die Holländer verstehen ihn nicht und antworten: »Kan nit verstan!« »Ich verstehe nicht.« Das aber hält er für den Namen des reichen Mannes. Herr Kannitverstan. Aha. Der wird ihm dann wieder genannt, als er sieht, wie aus einem großen Schiff prächtige Waren geladen werden. »Wem gehört das?« »Kan nit verstan.« Und er fängt an, den reichen Herrn Kannitverstan zu beneiden. Bis er einem langen Trauerzug

begegnet. Auf seine Frage, wer denn hier zu Grabe getragen wird, antwortet einer der Trauernden wie die Befragten zuvor: »Kan nit verstan!« Was ihn erschüttert und beruhigt: Auch die unermesslich Reichen müssen sterben.

Das war immer so. Das wird immer so sein. Das letzte Hemd hat keine Taschen. Auch wenn man in alten Kulturen reichen Verstorbenen ins Grab legte, was ihnen im Leben etwas bedeutet hatte.

Alles ist eitel. Vergänglich, vergeblich, flüchtig.

Wer Geld liebt, wird vom Geld niemals satt, und wer Reichtum liebt, wird keinen Nutzen davon haben. Das ist auch eitel. Mehrt sich das Gut, so mehrn sich, die es verzehren; und was hat sein Besitzer davon als das Nachsehen? Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, er habe wenig oder viel gegessen; aber die Fülle lässt den Reichen nicht schlafen. Es ist ein böses Übel, das ich sah unter der Sonne: Reichtum, wohl verwahrt, wird zum Schaden dem, der ihn hat. Denn dieser Reichtum geht durch ein böses Geschick verloren. Und wer einen Sohn gezeugt hat, dem bleibt nichts in der Hand. Wie einer nackt von seiner Mutter Leib gekommen ist, so fährt er wieder dahin, wie er gekommen ist, und nichts behält er von seiner Arbeit, das er mit sich nähme. Das ist ein böses Übel, dass er dahinfährt, wie er gekommen ist. Und was gewinnt er dadurch, dass er in

**den Wind gearbeitet hat? Sein Leben lang hat er im
Finstern gegessen, in großem Grämen und Krankheit
und Verdruss.**

Aus Prediger 5

Ich lese deine Gedanken, Prediger, in der Übersetzung zweier Männer, die dir nähergestanden haben als ich. Deinem Glauben, deiner Zeit, deiner Sprache. Zwei jüdische Gelehrte: Martin Buber und Franz Rosenzweig. In den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts hatten sie gemeinsam begonnen, die Hebräische Bibel, das Alte Testament in der christlichen Heiligen Schrift, neu zu übersetzen. Möglichst nah am hebräischen Original. Franz Rosenzweig starb 1929, Martin Buber machte alleine weiter. Durch die dunkle Zeit des Nationalsozialismus hindurch bis in die Sechzigerjahre hinein. Der Anfang deines Buches liest sich bei ihnen so:

»Dunst der Dünste, spricht Versammler, Dunst der Dünste, alles ist Dunst.«

Alles Dunst. Die Goldenen Zwanziger, der Börsencrash von 1929, die Nazidiktatur, der Holocaust, der neue Staat Israel, das Wirtschaftswunder in Deutschland ... Dunst, weil nicht beständig.

Wer viele Zeiten hat kommen und gehen sehen, lässt sich nicht mehr so leicht blenden und wohl auch nicht so schnell erschüttern.

Dein Buch ist ein zutiefst jüdisches Buch, Prediger. Auch wenn du nicht ahnen konntest, was deinem Volk widerfahren würde in den Jahrtausenden nach dir. Spätestens nach der Zerstörung des Tempels im Jahr 70 immer auf der Flucht. Die vierzig Jahre Wüstenwanderung auf Jahrhunderte gedehnt. Heimatlos. Schutzlos. Und oft genug auch besitzlos. Es lohnte sich nicht, feste Häuser zu bauen, weil sie ja doch immer wieder niedergebrannt wurden. Heinrich Heine schrieb einmal, die Juden hätten nur eine »portative Heimat«. Eine Heimat zum Mitnehmen. Ihren Glauben. Ihre Traditionen. Vielleicht noch die Torarolle. Alles andere: Dunst der Dünste. Vergänglich.

Und doch leben sie bis heute. Was ein Wunder ist. Der Philosoph Voltaire soll einmal von Friedrich dem Großen gefragt worden sein, ob er ihm einen Gottesbeweis liefern könne. Voltaire habe nach kurzem Nachdenken, geantwortet: »Die Juden, Sire!«

Ob leichter überlebt, wer gelernt hat, dass alles Dunst ist, und sich darum darin gar nicht erst häuslich niederlässt? Wer immer wieder verlassen muss, woran er sein Herz hängen könnte, verlässt sich nicht mehr auf Vergängliches.

Jochen Klepper konnte ein Lied davon singen. Als junger Journalist in der Nazizeit, Schriftsteller auch, der mit einer Jüdin verheiratet war und der Deportation ins Konzentrationslager nur dadurch zu entgehen wusste, dass er sich am 11. Dezember 1942 mit seiner Frau Hanni und der Tochter Renate das Leben nahm.

In einem Gedicht betete er schon 1937:

*Da alles, was der Mensch beginnt,
vor seinen Augen noch zerrinnt,
sei du selbst der Vollender.
Die Jahre, die du uns geschenkt,
wenn deine Güte uns nicht lenkt,
veralten wie Gewänder.*

*Wer ist hier, der vor dir besteht?
Der Mensch, sein Tag, sein Werk vergeht:
nur du allein wirst bleiben.
Nur Gottes Jahr währt für und für,
drum kehre jeden Tag zu dir,
weil wir im Winde treiben.*

Jochen Klepper

Seine letzten Worte waren: »Wir sterben nun – ach, auch das steht bei Gott – Wir gehen heute Nacht gemeinsam in den Tod. Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden Christus, der um uns ringt.«

Wir treiben im Winde. Wir sind Wind. Das Leben ist Wind. Die Zeit ist Wind. Ja, das würde bitter klingen und resignativ – wenn da nicht die Hoffnung wäre! Der Blick auf eine andere Wirklichkeit, unverwehbar und unvergänglich. Für den Prediger ist es Gott. Für Klepper auch. Für ihn aber vor allem der segnende Christus, in dem Gott sich aus der Unvergänglichkeit in die menschliche Vergänglichkeit begeben hat.

Wer solch eine andere Dimension denken und glauben kann,
nimmt das Jetzt und Hier nicht ernster, als es das verdient hat,
er geht immer wieder auf Distanz und gewinnt so Gelassenheit.
Heitere Gelassenheit vielleicht sogar.

2

Es geschieht nichts Neues
unter der Sonne

Warum sich so viele wiederholt

Sie hatte sich befreit. Von dem narzisstischen Despoten, der sie einmal verzaubert hatte. Der sie auf Händen getragen hatte. Aber nur, damit sie ihn bewunderte. Überhaupt war es wohl das, was er immer und überall und von jedem einforderte: Bewunderung. Als ihre Bewunderung kleiner geworden war, weil mehr und mehr die dunklen Seiten seiner Persönlichkeit zum Vorschein gekommen waren, hatte er sie mit denselben Händen, mit denen er sie früher getragen hatte, geschlagen. Endlich hat sie sich befreit. Oder besser: Hat sie sich befreien lassen. Denn alleine kommt man aus einem solchen Gefängnis nur selten wieder raus. Sie hatte menschliche Hilfe. Weise Berater. Beherrzte Freunde. Und sie hatte Gott. Den Befreier.

Dann hatte sie *ihn* getroffen. Der war so, wie der, von dem sie sich befreit hatte, auch gewesen war in den ersten Monaten ihrer Beziehung. Charmant. Gewinnend. Verführerisch. Er hatte sie auf Händen getragen. Bis – sie eines Tages merkte, dass sie auf dasselbe böse Spiel hereingefallen war. Sie hatte das eine Gefängnis verlassen, um in einem anderen zu landen.

So geht das oft, und so geht es leider immer wieder. Weil die alten Muster sich tief in unsere Seele eingebrannt haben und wir meist gar nicht anders können, als uns nach ihnen zu richten in unseren kleinen und großen Entscheidungen. Sind wir frei? Wollen wir überhaupt frei sein? Können wir es sein? Darüber streiten die Gelehrten seit Jahrhunderten. Die Bibel sagt: Nein, wir sind es nicht. Es gibt kein Paradies der Freiheit, jenseits von Eden sind wir versklavt an tausend Herren, nicht zuletzt an uns selbst.

Augustinus hat einmal nüchtern festgestellt, unsere angebliche Freiheit sei nichts weiter als ein Rasseln mit unseren Ketten. Was wir jeden Tag erleben können. Der amerikanische Theologe William Willimond schreibt: »Im Supermarkt des Verlangens ist es unser Schicksal, endlos zu konsumieren und nie wirklich zufrieden zu sein.«

Nicht zufrieden und nicht frei. Ist das unser Schicksal? Bleibt es das, solange wir leben? Kommen wir nie ans Ziel unserer Mühen und Bemühungen? Können wir nie etwas wirklich Neues erleben? Oder uns wenigstens vorstellen? Denken? Erleben und erleiden und denken wir nur wieder und wieder, was wir schon

immer erlebt, erlitten und gedacht haben? Wir und Generationen vor uns und nach uns? Träumen wir dieselben Träume? Spüren wir dieselben Ängste? Fühlen wir dieselben Schmerzen? Machen wir dieselben Fehler? Immer und immer wieder?

Wir reiben uns seit Jahrtausenden an denselben Fragen. Und die Geschichte scheint sich beständig zu wiederholen. Die Weltgeschichte und unsere Lebensgeschichten auch.

Das jedenfalls könnte erklären, warum dieses denkwürdige Buch von Kohelet so zeitlos aktuell ist.

Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibt immer bestehen. Die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, dass sie dort wieder aufgehe. Der Wind geht nach Süden und dreht sich nach Norden und wieder herum an den Ort, wo er anfang. Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, dahin sie fließen, fließen sie immer wieder.

Alles Reden ist so voll Mühe, dass niemand damit zu Ende kommt. Das Auge sieht sich niemals satt, und das Ohr hört sich niemals satt. Was geschehen ist, eben das wird hernach sein. Was man getan hat, eben das tut man hernach wieder, und es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Geschieht etwas, von dem man sagen könnte: »Sieh, das ist neu!« – es ist längst zuvor auch geschehen in den Zeiten, die vor uns gewesen sind. Man gedenkt

derer nicht, die früher gewesen sind, und derer, die hernach kommen; man wird auch ihrer nicht gedenken bei denen, die noch später sein werden.

Aus Prediger 1

Geht es uns wie Sisyphos, dessen Stein immer wieder zurückpoltert auf Anfang, wenn er ihn endlich auf den Gipfel des Berges gerollt hat? Oder geht es weiter, immer weiter, wie Heraklit behauptet: Alles fließt. *Panta rei*. Man steigt kein zweites Mal in denselben Fluss. Unsere Erfahrung scheint ihm recht zu geben. Wir singen »Schön war die Jugend, sie kommt nicht mehr«.

Aber auch das stimmt: Wir mögen nicht ein zweites Mal in denselben Fluss steigen, aber das Wasser, das er führt, ist dasselbe Wasser, in das schon die Dinosaurier gestiegen sind. Weil es zu unserer Erde gehört und an diese Erde gebunden ist. Der Fluss, in den man vielleicht nur einmal steigt, fließt ins Meer. Spätestens dort verdunstet ein Teil seines Wassers, steigt in den Himmel, kondensiert in den Wolken, und regnet irgendwann zurück auf die Erde und speist ihre Quellen. Wir sind Teil eines globalen Kreislaufs.

Wir nutzen dasselbe Wasser, wir führen dieselben brutalen Kriege und schließen dieselben brüchigen Friedensverträge. Wir erobern und unterdrücken genauso niederträchtig wie die Menschen in vergangenen Jahrhunderten, wenn auch ausgeklügelter. Wir beuten Erde, Menschen und Tiere aus wie alle, die vor uns gelebt haben. Weshalb Historiker, auch Kirchen-

historiker, aktuelle Ereignisse oft mit einer beinahe zynischen Gelassenheit kommentieren: Nicht aufregen, alles schon mal da gewesen.

Ja, auch Kirchenhistoriker. Zuweilen erscheinen auch die scheinbar hochaktuellen theologischen und ethischen Auseinandersetzungen der Gegenwart wie eine Wiederholung der Auseinandersetzungen der Vergangenheit.

Ich erinnere mich an einen Brief, den der Lüdenscheider Pfarrer Paul Deitenbeck, damals Vorsitzender der Bekenntnisbewegung »Kein anderes Evangelium«, in den turbulenten Auseinandersetzungen mit der merkwürdigen Gott-ist-tot-Theologie in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts an den Schweizer Theologen Karl Barth geschrieben hat. Barth war Hauptautor der »Barmer Theologischen Erklärung« von 1934 gewesen, einer Bekenntnisschrift gegen eine naziverseuchte Theologie. Kern des Briefes: Bitte prüfen Sie, ob es nicht Zeit ist für eine neue Theologische Erklärung. Daraufhin schrieb Karl Barth lapidar: »Auch dieses Kikeriki wird vergehen.«

Recht hat er gehabt. Das Kikeriki von damals hat längst anderen Kikerikis Platz gemacht.

Karl von Hase (1800 – 1890), Urgroßvater von Dietrich Bonhoeffer, weitet den Blick, wenn er seine »Kirchengeschichte«, die 1834 erschienen ist, mit den Sätzen überschreibt: »Alles hat seine Zeit. Der Herr der Zeit ist Gott, der Zeiten Wendepunkt Christus, der rechte Zeitgeist der Heilige Geist.«

Es hilft, die Geschichte zu studieren. Man wird dabei vielleicht nicht wirklich klüger. Aber gelassener.

Und doch verheißt die Bibel, die die Gedanken des Predigers enthält, unerwartbar Neues. Sie erzählt von einem Schöpfer, der immer wieder Neues denkt, sich immer wieder Neues ausdenkt und Neues schafft. Das Universum schafft er aus dem Nichts. Erde und Meere und Tiere und Menschen. Er sagt eben nicht »Es bleibe«, sondern »Es werde«. Und er tut das bis heute. Die Schöpfung ist ein Prozess. Wie die Geschichte. Wie unser Leben.

Ich bin überzeugt: Auch unsere Lebensgeschichte ist Schöpfungsgeschichte. Der Kreator bleibt kreativ. Der, der neue Wege bahnt, stellt die Arbeit nicht ein.

Den ungewöhnlichsten Schritt ist er wohl gegangen, als er selbst eingetaucht ist in seine Schöpfung, Geschöpf wurde. Ein Mensch. In Jesus ist sichtbar geworden, wie unmittelbar Gott den Menschen ist; in ihm hat er das tiefste und schwerste Menschenschicksal ausgehalten, die äußerste Verlassenheit und sogar das Sterben, um sie vom Sisypchosschicksal zu erlösen. Seitdem können sie wissen: Auch im scheinbar Sinnlosesten kann ein tiefer Sinn verborgen sein und das scheinbar Vergeblichste wertvoll.

»Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden«, schreibt Paulus an die Christen in Korinth. (2 Korinther 5,17)

Es gibt Neues. In der Welt und in unserem Leben. Sonst müssten wir verzweifeln.

Ach ja, vieles wiederholt sich, auch wenn es in anderer Gestalt wiederkehrt und uns auf den ersten Blick darum oft neu und unbekannt erscheint. Aber es geht trotzdem voran.

Für mich ist die Geschichte ein Rad. Es dreht sich im Kreis und rollt trotzdem weiter und immer weiter auf ein Ziel zu.

3

Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne
geschieht, und siehe, es war alles eitel
und Haschen nach Wind

Was dem Leben Bedeutung verleiht

Ich wandere über den Ohlsdorfer Friedhof im Norden Hamburgs. Wandern, ja. Denn das hier ist der größte Parkfriedhof der Welt. 389 Hektar. Weshalb man hier auch den Bus nehmen kann. Oder gleich zwei. 22 Haltestellen gibt es. Ich weiß das, weil ich mir im Beratungszentrum am Haupteingang in der Fuhlsbüttler Straße zwei Faltblätter gegriffen habe. Einen Ortsplan und eine Liste der Prominenten, die hier begraben liegen. Insgesamt gibt es 235 000 Grabstätten. Ungefähr. Die Liste der Prominenten darunter scheint endlos. Von Hans Albers bis Heinz Erhard, von Gustav Gründgens bis Richard Ohnsorg,

von Gustav Hertz bis zu James Last, von Wolfgang Borchert bis zu Loki und Helmut Schmidt.

Ein Herr Kannitverstan ist nicht dabei.

Dafür viele Namenlose. Namenlos für mich. Allein über 50 000 Kriegstote aus unterschiedlichen Ländern. Gefallen in sinnlosen Kriegen.

»Letzter Hafen Ohlsdorf«, sagen die Hamburger zuweilen.

Ich setze mich auf eine Bank. Will ankommen. Zur Ruhe kommen. Wo könnte man das besser als auf einem Friedhof. Hier läuft der Stress der Lebenden ins Leere.

Mir fällt der Beginn eines steinalten Gedichts ein. Eindeutig inspiriert von dir, Prediger. Ich nehme mein Handy zur Hand und google. Und staune. Immer noch. Das Weltwissen in der Hosentasche. Da ist es. Von Andreas Gryphius. 1663. Vier Jahre vor seinem Tod, mit 48. Ein Lebensfazit?

*Ich seh' wohin ich seh/ nur Eitelkeit auff Erden/
Was dieser heute bawt/ reist jener morgen ein/
Wo jtz die Städte stehn so herrlich/ hoch vnd fein/
Da wird in kurzem gehn ein Hirt mit seinen Herden:
Was jtz so prächtig blüht/ wird bald zutretten werden:
Der jtz so pocht vnd trotzt/ läst vbrig Asch vnd Bein/
Nichts ist/ daß auff der Welt könt vnvergänglich seyn/
Jtz scheint des Glückes Sonn/ bald donnerts mit beschwerden.
Der Thaten Herrligkeit muß wie ein Traum vergehn:*

*Solt denn die Wasserblaß/ der leichte Mensch bestehn?
Ach! was ist alles diß/ was wir vor köstlich achten!
Alß schlechte Nichtigkeit? als hew/ staub/ asch vnnd wind?
Als eine Wiesenblum/ die man nicht widerfind.
Noch wil/ was ewig ist/ kein einig Mensch betrachten!*

Andreas Gryphius

Zwei ältere Frauen bleiben in der Nähe stehen, den Ortsplan weit aufgeschlagen in den Händen. Suchend. Ratlos. »Kennen Sie sich hier aus?« Nein. Wer könnte sich hier schon auskennen im Park der Toten.

Ich wandere weiter und stelle mir vor, dass ich unvermittelt vor deinem Grab stehe, Prediger. Ich setze mich ein wenig abseits der breiten Wege auf eine andere Bank und lese.

Ich, der Prediger, war König über Israel zu Jerusalem und richtete mein Herz darauf, die Weisheit zu suchen und zu erforschen bei allem, was man unter dem Himmel tut. Solch unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, dass sie sich damit quälen sollen. Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne geschieht, und siehe, es war alles eitel und Haschen nach Wind. Krumm kann nicht gerade werden, noch, was fehlt, gezählt werden. Ich sprach in meinem Herzen: Siehe, ich bin größer geworden und habe mehr Weisheit gesammelt als alle, die vor mir gewesen sind zu Jerusalem, und mein Herz hat viel gelernt und erfahren. Und ich richtete mein Herz

darauf, dass ich lernte Weisheit und erkannte Tollheit und Torheit. Ich ward aber gewahr, dass auch dies ein Haschen nach Wind ist. Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämen, und wer viel lernt, der muss viel leiden.

Aus Prediger 1

Alles eitel und Haschen nach Wind. Alles Wissen nur Wissen von gestern. Alle Prominenz nur verblassende Erinnerung. Egal, ob einer Bundeskanzler war oder schlichter Soldat, egal, ob einer König war oder namenloser Weisheitssammler.

Weisheit! Selbst die droht zu verwittern wie die Steinmale, die sich trotzig gegen das Vergessen stemmen.

Dabei berühren sie mich doch, deine weisen Gedanken, Prediger! Dabei haben sie doch die Jahrhunderte überlebt! Aber du kennst wohl auch die Begrenztheit aller Weisheit. Was ist das überhaupt? Ist Weisheit etwas anderes als Wissen?

Ich weiß mehr als du. Wir wissen mehr. Bis ins 19. Jahrhundert hinein verdoppelte sich das Weltwissen etwa alle einhundert Jahre. Jetzt, so sagt man, braucht es dafür nur noch ein Jahr. Wir wissen. Oder besser: Wir können wissen. Aber sind wir weise?

Wohl kaum. Sonst müsste es anders aussehen auf unserem Planeten. Wir wissen offenbar doch nicht so viel. Nicht das wirklich Wichtige. Nicht das Lebensverändernde. Nicht das Entscheidende.

Weisheit ist zu wissen, dass man nicht weiß. Oder wenigstens zu wissen, dass man nur begrenzt weiß. Sehr begrenzt. Das hat ja auch der griechische Philosoph Sokrates verstanden, dessen Werke du vielleicht gekannt hast, Prediger. Das hat auch der griechische Philosoph Sokrates verstanden, dessen Werke du vielleicht gekannt hast, Prediger: »Ich weiß nur, dass ich nicht weiß.«¹

Was wissen wir über das Leben? Was über den Tod? Was wissen wir über den Menschen? Was über Gott? Was wissen wir über das Woher und Wohin des Lebens? Was über die Zeit? Hier tritt das Weltwissen seit Jahrtausenden auf der Stelle. Weshalb uns dieses uralte Buch noch heute so berührt. Seine Fragen sind unsere Fragen.

Weise ist, wer seine eigene Begrenztheit anerkennt. Die Grenzen seines Lebens, Denkens, Begreifens. Weise ist der Psalmdichter, der betet: »Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.« (Ps 90,12)

Weise ist auch Hiob, der nach langen vergeblichen Versuchen, sein grausames Schicksal zu durchschauen, feststellt: »Darum hab ich ohne Einsicht geredet, was mir zu hoch ist und ich nicht verstehe.« (Hiob 42,3b)

Vielleicht erfährt nur der die Wirklichkeit jenseits seiner eigenen Wirklichkeit, der die Grenzen seines Denkens und Forschens akzeptiert. Hiob jedenfalls begegnet Gott und bekennt: »Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen; aber nun hat mein Auge dich gesehen.« (Hiob 42,5)

Weisheit ist fragen, manchmal vielleicht auch zweifeln an allem, was ich zu wissen glaube. Was ich erlebt und erfahren habe. Weisheit ist demütig sein. Bescheiden angesichts einer Wirklichkeit, die größer ist als mein Begriffsvermögen. Weisheit ist, die Welt und das Leben aus der Distanz zu betrachten, von oben quasi. Aus der Vogelperspektive, oder besser noch, aus der Himmelperspektive.

Weisheit ist aber nicht sich heraushalten aus den Verwerfungen dieser Welt. Nicht, besser nichts tun als das Falsche. Weisheit ist nüchternes und gelassenes Selbstvertrauen und Menschenvertrauen und Gottvertrauen. Weisheit ist umkehren von falschen Wegen, ist sich korrigieren lassen und oft genug auch sich entschuldigen.

Menschen kommen, und Menschen gehen. Den Zeitpunkt dafür bestimmen sie nicht selbst. Sie sollten es wenigstens nicht tun. Weil das Leben Geschenk ist. Selbst das gebrochene Leben.

Nein, ich kenne den Zeitpunkt meines Abschieds nicht. Und das ist wohl gut so. Ich darf jeden Tag so leben, als wäre es der erste und der letzte und der einzige. Ich will das Leben hinter dem Leben suchen und entdecken und auskosten. So wird jeder einzelne Tag kostbar, jede Stunde, jede Sekunde. Kommen und Gehen wird im Himmel beschlossen. Weisheit ist für mich deshalb auch zu vertrauen. Auf den Himmel und auf ein ewiges Leben. Auf den Gott, in dessen Hand meine Zeit und alle Zeit steht und der in Christus meine Begrenztheiten geteilt hat, und

in dessen Auftrag ich mich als kleines Licht in der Dunkelheit dieser Zeit zu bewähren habe.

Man mag die Vergänglichkeit beklagen. Man könnte sie aber auch feiern. Denn was wäre, wenn alles ewig so weiter ginge? Tag für Tag, Jahr für Jahr, Jahrhundert für Jahrhundert. Und wir mittendrin, gefangen in einer endlosen Zeitschleife. Immer dasselbe. Einkaufen und essen und trinken. Einschlafen und wieder aufwachen. Arbeiten und in den Urlaub fahren, Geburtstage feiern, Weihnachtseinkäufe erledigen, krank werden und wieder gesund. Immer so weiter. Hätte irgendetwas noch irgendeinen Wert?

Vielleicht gibt erst die Vergänglichkeit allem einen besonderen Charme. Ich weiß, dass es eben nicht ewig so weitergeht. Dass es kein Recht auf Wiederholung gibt. Dass jedes Fest das letzte sein könnte.

Ich weiß nicht, ob du an ein ewiges Leben geglaubt hast, Prediger. Ob du das denken konntest. Denn zu denken ist es eigentlich nicht. Ewigkeit erscheint uns wie eine endlos lange Zeit. Und darum wie eine Wiederholung des immer Gleichen. Immer wieder Manna essen und Hosianna singen – so jedenfalls hat sich das Ludwig Thomas »Münchner im Himmel« vorgestellt – und sich dabei entsetzlich gelangweilt. Noch so viel Himmel wird mit der Zeit langweilig. Aber der Himmel ist jenseits der Zeit. Ist zeitlose Ewigkeit. Im Himmel ist immer jetzt. Kein Dunst der Dünste mehr, sondern Licht, Lebenslust, Leichtigkeit.

Wir können nur Zeit denken. Das ist unser Dilemma. Selbst Gott können wir nur so denken, dass auch er der Zeit unterworfen ist, und sehen ihn darum als alten Mann mit einem langen weißen Bart. Aber Gott ist nicht in der Zeit. Er ist Ewigkeit. Und darum »forever young«, ewig jung. Obwohl auch das schon wieder ein aus der Zeit heraus gedachter Satz ist.

Alles ist eitel. Ja. Hier und heute. Aber die Eitelkeit macht irgendwann etwas ganz und gar anderem Platz. Du scheinst es zu ahnen, Prediger. Du weißt es vielleicht sogar. Deine Gedanken atmen Ewigkeit.

Immer wieder bleibe ich bei meiner kleinen Wanderung über den Ohlsdorfer Friedhof stehen und lese, was die Nachkommen auf die Grabsteine haben schreiben lassen. Auf einem lese ich:

»Ich weiß, dass mein Erlöser lebt!«

Noch einmal Hiob. (Hiob 19,25) Ich lese den Satz und höre ihn mit der wunderbaren Melodie aus dem »Messias« von Georg Friedrich Händel. Und während ich weitergehe, werden meine Schritte für ein paar Meter leichter. Ja, ich werde irgendwann sterben, wie auch der Erlöser, den Händel gemeint hat, sterben musste. Aber er ist auferstanden, und er lebt in alle Ewigkeit. Und wer sich an ihn hängt, wird auch in Ewigkeit leben. Das zu wissen ist vielleicht wahre Weisheit.

Ich verlasse den Ohlsdorfer Friedhof auf demselben Weg, auf dem ich ihn betreten habe. Der Weg hat Kraft gekostet. Er war eine Zeitreise. In die Vergangenheit. Und in die Zukunft. Unsere. Meine.